



smd transparent

Neues aus Schüler-SMD, Hochschul-SMD und Akademiker-SMD

Entdecke!

_Impulse von der Herbstkonferenz – Schwerpunkt Markusevangelium

„Wir hatten die Bibel, und wir konnten beten“, so beschrieb einmal Ernst Schrupp, Mitbegründer der SMD, wie er die Anfänge der christlichen Studentenarbeit nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte. In mehreren Universitätsstädten trafen sich Studierende, um sich gegenseitig im Glauben zu bestärken und anderen die Botschaft des Evangeliums weiterzusagen. Viele waren nach dem Zusammenbruch des Dritten Reichs offen für den christlichen Glauben. Im Oktober 1949 schlossen sich acht dieser Kreise zur „Studentenmission in Deutschland“ zusammen. Eine missionarische Bewegung war entstanden – weitgehend ohne Vorbilder, ohne Traditionen, ohne Arbeitshilfen und mit nur wenig Unterstützung von außen. Aber zwei Dinge waren entscheidend: die Bibel im Zentrum der Arbeit und das Gebet als Quelle und Grundlage. „Entdecke! 70 Jahre SMD“, unter diesem Motto feierten in diesem Oktober rund 600 SMDler aus allen Generationen und Arbeitszweigen das SMD-

_Zum Thema:

Wie hältst Du's mit der Religion, Deutschland? Eine Zeitanalyse zu Religion und Öffentlichkeit. Von Michael Herbst **_3**

Folge mir nach! Das Markusevangelium als Orientierungshilfe in stürmischen Zeiten. Von Sabine Kalthoff **_6**

Per Anhalter zur SMD-Gründung. Interview mit Bodo Volkmann **_11**

_Außerdem:

SMD-Festempfang zu Religionsfreiheit **_13**

Weltversammlung der IFES **_20**

20 Jahre Institut **_21**

Zur Finanzlage **_23**

Jubiläum auf der Herbstkonferenz in Marburg. Das war ein Wochenende mit herzlichen Begegnungen, dankbarem Erinnern, Anteil-Geben und Rückschau-Halten – und mit vielen Entdeckungen! Entdeckungen nicht nur in Geschichte und Geschichten, sondern eben auch im Evangelium: Der Samstagmorgen begann mit einer Aufführung des Markustheaters, das vielen Besuchern noch den ganzen Tag über vor Augen stand. In Gesprächsgruppen konnten sie danach das neue missionarische Arbeitsmaterial „Die Biografie“ kennenlernen und ausprobieren (siehe Seite 10). In einer Bibelarbeit betrachtete Sabine Kalthoff das Markusevangelium als Orientierungshilfe in stürmischen Zeiten (Seite 6). Dass die Zeiten für Christen tatsächlich stürmischer werden, zeigte Michael Herbst in seinem Auftaktreferat am Freitagabend: „Das säkulare Driften schreitet voran. Die Privilegien der Christen und ihrer Institutionen werden hinterfragt und dürften allmählich gestrichen werden.“ Fragen von Religions- und Meinungsfreiheit betreffen auch SMD-Hochschulgruppen immer mehr. Aus diesem Grund hat die SMD anlässlich ihres Jubiläums Ende September zu einem Festempfang geladen, bei dem es um Religionsfreiheit an Universitäten ging (Seite 13).

Impulse und Impressionen aus dem zurückliegenden „Jubiläumsherbst“ haben wir für Sie in dieser Transparent-Ausgabe zusammengestellt. Im zweiten Teil des Heftes finden Sie u. a. einen Rückblick auf die Weltversammlung der IFES in diesem Sommer. Gewinnbringendes Lesen wünscht **Christian Enders, Redaktion**

„Wie hältst Du's mit der Religion, Deutschland?“



„Heko 1: Eine Zeitansage von Michael Herbst zu Religion und Öffentlichkeit

Die Frage nach Öffentlichkeit und Religion möchte ich unter folgende Prämisse stellen: In Sachen der Religion ist Freiheit wahrlich ein kostbares und schützenswertes Gut: die Freiheit, religiös zu leben und sich auch öffentlich religiös zu bekennen; die Freiheit, auf andere Weise religiös zu leben als die anderen; die Freiheit, die eigene religiöse Orientierung zu wechseln, also anders religiös zu leben als früher; die Freiheit, völlig areligiös zu leben und sich öffentlicher Bekundung von Religion zu entziehen.

Das Recht: Garantierte Freiheit

Im Religionsrecht nimmt die Bundesrepublik Deutschland eine mittlere Position ein. Wir haben weder wie Dänemark eine Staatskirche mit der Monarchin als Oberhaupt der Kirche. Noch haben wir, wie die USA oder Frankreich, ein laizistisches Religionsrecht, das die Kirche im Wesentlichen ins Private verbannt und aus dem Öffentlichen, also z. B. aus Schulen und Universitäten, weitgehend fernhält.

Vor genau 100 Jahren hörte zwar die alte Einheit von Thron und Altar auf. Zugleich aber schuf die Weimarer Reichsverfassung Rahmenbedingungen, unter denen kirchliches Leben nicht behindert oder aus der Öffentlichkeit vertrieben werden sollte. Im Gegenteil: Dieses Religionsrecht trennt zwar Staat und Kirche, eröffnet aber zugleich dem religiösen Leben große Freiheiten. Die Kirchen wurden Körperschaften des öffentlichen Rechts mit weitgehender Autonomie und einer Reihe von Privilegien. Daran änderte sich nichts, als vor genau 70 Jahren die Bundesrepublik ihr Grundgesetz verfasste. In Artikel 7 wird geregelt, dass und wie Religionsunterricht

an Schulen stattfinden kann. Und in Artikel 4 wird – sehr prominent platziert – die Religionsfreiheit als doppelte Freiheit bestimmt: positiv als Freiheit religiös zu leben und negativ als Freiheit eben nicht religiös zu leben. Unser Staat ist selbst weltanschaulich neutral. Er hat kein eigenes Bekenntnis und er verpflichtet niemanden auf ein bestimmtes, z. B. christliches Bekenntnis. Aber die Pointe der weltanschaulichen Neutralität ist nicht Religionsfeindlichkeit. Der Staat sieht sich als nicht zuständig an, wenn es darum geht, was wir glauben. Darum eröffnet er öffentlichen Raum, in dem Religion sich ereignen kann. Das ist Religionsfreiheit als Freiheit zu und von Religion. Und jeder Einzelne entscheidet, wie er sich dazu verhält.

Dabei sind Religionsfreiheit und missionarisches Zeugnis keine Gegner. Im Gegenteil: Dass mir Religionsfreiheit zugestanden wird, ist eben auch die Erlaubnis freier Entscheidung für einen bestimmten Glauben. Das schließt die Möglichkeit ein, durch ein missionarisches Zeugnis zu einer neuen Einsicht und einer anderen Entscheidung zu kommen, also eine Bekehrung zu erleben. „Mission ist so etwas wie die inhaltliche Füllung von Religionsfreiheit“ (Andreas Feldtkeller). Es ist gute christliche Praxis, diese Freiheit allen zuzugestehen, auch denen, die anderes glauben als wir.

Und es ist gute christliche Praxis, den Willen unserer Verfassung nicht preiszugeben. Bei aller Neutralität und religiösen Zurückhaltung wussten die Väter des Grundgesetzes, dass unser freiheitlicher und säkularer Staat auf Voraussetzungen ruht, die er nicht selbst garantieren kann. Sie wollten die Gläubigen auf den weltlichen Bühnen. Sie wollten den Beitrag der Religiösen zu den Diskursen der Gesellschaft. Darum bin ich überzeugt, dass SMD-Hochschulgruppen mit Nachdruck auf diese Aspekte positiver Religionsfreiheit hinweisen sollten, wenn ihnen der Zugang zu universitären Räumen versperrt werden sollte.

Die Lage: Das säkulare Driften

Selbstverständlich ist das nicht: Zum einen hat der östliche Teil unseres Landes eine ganz andere Tradition, die zwar vor 30 Jahren endete, aber bis heute Mentalitäten prägt. Zum anderen lässt die Bindekraft der kirchenfreundlichen Regelungen im Grundgesetz erkennbar nach. Zum 100. Geburtstag der Weimarer

Verfassung tagte im Oktober 2019 die Friedrich-Ebert-Stiftung in Berlin und fordert ein Überdenken der Kirchenförmigkeit unserer Verfassung. Es sind nicht nur die Humanistische Union oder vom Atheismus der DDR geprägte Menschen, die sich fragen, ob eigentlich die Präsenz der Christen in der Öffentlichkeit noch angemessen ist. Vielmehr ändert sich allmählich, aber unaufhaltsam das gesellschaftliche Klima. Und das Klima hat nicht nur langfristig Einfluss auf die Weiterentwicklung des Rechts. Das Klima unterläuft unter Umständen auch das Recht. Was nützen uns Freiheitsrechte, wenn sich eine bestimmte Mentalität durchsetzt: dass Religion ins Private gehört; dass Religion überflüssig ist; dass Religion sogar extrem schädlich sein kann? Dann ändert sich zwar nichts auf der Ebene des Rechts, wohl aber in den Einstellungen – und das bekommen wir zu spüren, wenn es z. B. um die Zurverfügungstellung von Hörsälen für SMD-Gruppen geht.

Das Klima, von dem ich rede, kann man mit „forcierter Säkularität“ bezeichnen. Man kann auch sagen, für den christlichen Glauben verschärfen sich weltanschauliche Konkurrenzsituationen. Oder man kann sagen: Die Zeiten der Volkskirchen gehen zu Ende. Die Freiburger Studie der EKD zeigt eine massive Erosion der großen Kirchen in Deutschland auf. Der Anteil der Christen bewegt sich stetig abwärts auf die 50%-Grenze zu. Wenn sich nichts ändert, ist der christliche Glaube in einigen Jahren nicht nur im Osten eine Minderheit. Kirchen schrumpfen nicht nur, weil die Mitglieder älter werden; sie schrumpfen, weil sich die Menschen von ihr abwenden oder gar nicht erst zuwenden. Die Folge: Kirche verliert an Bedeutung. Kirche ist für viele gar nicht mehr sichtbar. Kirchliche Ansprüche sind nicht mehr plausibel. Dabei ist eines über mehrere Jahrzehnte hinweg wahrzunehmen, und das nennen die Forscher „säkulares Driften“. Anders gesagt: Wenn man fragt, in welche Richtung sich das alles bewegt, dann wird deutlich: Es bewegt sich in Richtung einer religiös gleichgültigen, mit sich selbst ganz zufriedenen Säkularität. Es ist der ganz und gar diesseitige Mensch, der uns da entgegentritt. Es ist auch – je länger es dauert – der religiös völlig ahnungslose und verstummte Mensch. Die Brücken zum Gespräch über den Glauben sind erst einmal abgebrochen. Religion wird nicht bestritten, sie ist gar kein Thema mehr. Man regt sich nicht auf, weil es egal ist. Man sieht auch keinen Anlass, sich mit Religion persönlich zu beschäftigen.

Das Driften erfolgt über die Generationenfolge: je jünger, desto glaubensferner. Das Driften kann aber auch biographische Gründe haben. Driften geschieht z. B. nach einer Scheidung. Es passiert häufig bei Umzügen. Übrigens nicht selten beim Auszug zu Hause und der Übersiedlung an einen Universitätsort. Wie viele junge Christen verlieren wir zwischen Jugendgruppe und Ersti-Woche? Wer fängt sie auf? Wer geht denen nach, die sonst unsichtbar werden? Und es geschieht, wenn die Plausibilität des Glaubens nachlässt, wenn sich intellektuelle Zweifel einstellen oder andere Weltanschauungen als attraktiver darstellen.

Ich ziehe hier einige Konsequenzen für diese Zeitanzeige: Die Frage, wie es Deutschland mit der Religion hält, muss so beantwortet werden: zunehmend distanziert, zunehmend indifferent. Die natürlichen Anknüpfungspunkte schwinden. Die Frage, was aus den Kirchen wird, muss so beantwortet werden: Sie schrumpfen an Zahl, Bedeutung, Einfluss, selbstverständlicher Geltung. Die kulturbestimmende Macht ist dann noch eine Weile eine beeindruckende große Institution, aber die Zukunft ist die Minderheitskirche. Und unterschätzen wir es nicht: Es wird nicht einfacher zu glauben, wenn nur wenige glauben. Die Frage, was das für unser Thema bedeutet, ist aber so zu beantworten: Das Evangelium muss zu den Menschen. Und: Gott ist unermüdlich auf der Suche nach verlorenen Menschen. Und: Die Wahrheit des christlichen Glaubens wird nicht über Mehrheiten entschieden (was hätte Paulus sonst machen sollen!). Und: Unsere zunehmende Platzanweisung als Minderheit bedeutet nicht, dass wir uns freiwillig aus der Öffentlichkeit zurückziehen. Ich sehe in dieser Zeitanzeige nicht nur Abbruch oder Verlust. Jede Zeit ist auf ihre Weise „böse Zeit“ (Eph 5,16) und doch zugleich „nicht fern vom Reich Gottes“ (Mk 10,34).



© ohhowy_lphotographer/shutterstock.com

Der Kompass: Wir können ja nicht schweigen

Wenn das stimmt, dass das Evangelium nicht verschwiegen werden darf, dann geht es darum, dass wir als christliche Bewegung unsere Lage in der Diaspora annehmen und zugleich in der Öffentlichkeit wirken. Und mit diesem Stichwort bin ich da angekommen, wo ich unsere nähere Zukunft als Christenheit im westlichen Europa sehe: Wir werden von der dominanten, die Kultur bestimmenden Mehrheitsreligion zur Minderheit. Der katholische Theologe Karl Rahner beschreibt schon in den 1950er Jahren im Blick auf die Christenheit das Schrumpfen, die Abbrüche, den Verlust an Bedeutung und den Status als Minderheit. Und genau das, so Rahner, haben wir aus Gründen des Glaubens auch anzunehmen. Das ist ein „Muss“, weil dem Glauben angesagt ist, dass er Widerstand erleiden und Widerspruch erfahren muss. Widerspruch: Das bedeutet, es ändert sich etwas für uns, wenn wir Christus bezeugen. Das Schlimmste, was uns zurzeit passieren kann, ist, dass uns andere auslachen, nicht länger für zurechnungsfähig halten oder kopfschüttelnd weggehen. Das ist alles andere als lebensgefährlich. Aber das ist nicht die einzige Option: Wir sind als westliche Christen nur einfach verwöhnt, dass mehr nicht geschieht und scheuen uns schon für dieses geringe Risiko uns zu offen zu Jesus zu bekennen. In der Diaspora kann Zeugnis auch Martyrium werden, will sagen: Dort kann der Widerstand rabiater und schmerzhafter ausfallen.

Zugleich ist diese Diaspora-Lage von Gottes Tun umfassen. Sie bedeutet keineswegs, dass die Christen sich aus der Öffentlichkeit verdrängen lassen oder sie gar freiwillig verlassen. Im Gegenteil: Sie sollen die Stimme des Glaubens deutlich vernehmbar machen und in die Gespräche und Diskussionen eintragen. Sie sollen ihren Auftrag nicht vergessen, auch wenn es schwieriger wird, Menschen vom Glauben einer Minderheit zu überzeugen. Sie müssen beides: den Glauben verbreiten und die Lage als Diaspora annehmen.

Nur dass wir das genau erfassen: In der Diaspora ist das Christliche eine Meinung unter vielen. In christentümlichen Kulturen war das Christliche einfach die öffentliche Wahrheit. Jetzt, in der Diaspora müssen wir die Spannung aushalten: Wir glauben an Jesus als Retter der Welt und nicht an Jesus als unseren privaten Heiland. Wir tun das aber in Kontexten, in denen andere anderes glauben oder auch nichts. Das bedeutet anzuerkennen, dass wir eine partikuläre Überzeugung unter anderen vertreten, von der wir zugleich glühend heiß überzeugt sind, dass sie allen Menschen gilt, offen steht und zugänglich gemacht werden muss.

Was folgt aus der beschriebenen Situation? Erstens: Wer heute glaubt, hat den Glauben nicht mehr einfach ererbt. Wer heute glaubt, der hat den Glauben gewählt. „Das Christentum wird aus einem Nachwuchskristentum ein Wahlchristentum.“ (Rahner) Zweitens: Wissenschaft, Bildung, Politik werden nicht mehr christlich geprägt sein. Das Nicht-Christliche wird erfolgreich und attraktiv sein und die Konflikte für den Christen vermehren. Es wird komplizierter werden, Schülerkreis oder Hochschulgruppe zu sein. In organisatorischer Hinsicht, wenn es um Räume und Zugänge geht, aber mehr noch in intellektueller Hinsicht, wenn wir zu zeigen versuchen, dass Glaube nicht einfach unvernünftig ist. Rückzug ist keine Option, wohl aber ein Ringen um Plausibilität. Warum sollte sich ein junger Physiker, eine Historikerin oder eine Medizinerin auf den christlichen Glauben einlassen? Denkfaulheit ist keine Tugend in der Diaspora.

Rahner mahnt: Diaspora ist nicht Rechtfertigung für den Rückzug. Das Ghetto ist keine Alternative. Wir aber können ja nicht schweigen von dem, was wir gehört und gesehen haben, von Jesus, unserem Herrn, dem Retter der Welt. Ich glaube darum, dass wir uns nicht auf persönliche Beziehungen und kleine Kreise zurückziehen dürfen. Ich Sorge mich, wenn es gelegentlich große Skepsis gibt gegenüber größeren Veranstaltungen. Welche das sind, ist zweitrangig, aber dass wir Orte öffentlicher Verkündigung brauchen, gut zugänglich, mit niedrigen Schwellen, im öffentlichen Raum – davon bin ich überzeugt.

Das Modell: Daniel als Beispiel

Zum Schluss möchte ich uns an jemanden erinnern, der unter weit schwierigeren Bedingungen ein öffentlicher Zeuge des Glaubens war. Er war in einer extremen Diaspora-Lage. Er war das, was man heute gern als „resident alien“ bezeichnet, als wohnhaften Fremdling. Nicht nur Durchreisender, nicht unteiliger Gast, sondern Mitbürger, aber doch fremd, mit einer Heimat an einem ganz anderen Ort: Daniel. Er lebte eine solche Existenz. Bei ihm zeigt sich

diese Spannung: *resident*, aber *alien*; *alien*, aber *resident*. Er und seine Freunde suchen der Stadt Bestes, halten sich nicht raus und ziehen sich nicht in eine sichere Nische zurück. Sie sind *resident*. Und sie stellen sich nicht der Welt gleich, sondern ändern sich durch Erneuerung ihres Sinnes. Sie bleiben *aliens*. Diese Doppelung ist die sensationelle Pointe des Daniel-Buches: hochloyal zum Gott Israels – und hoch engagiert für das Wohl ihrer unfreiwilligen und ihrem Glauben gegenüber feindlichen neuen Heimat. Sie lebten modellhaft, was Jeremia den Exulanten in seinem berühmten Brief geschrieben hatte: Suchet der Stadt Bestes und betet für sie, baut Häuser, kauft Äcker, heiratet, zieht Kinder auf. Engagiert euch. Baut euch nicht ein kleines, feines, ummauertes Mini-Israel irgendwo am Rand von Babylon. Seid *resident aliens*.

Ich sehe darin ein Bild von unserer Zukunft als Christen in Schule, Hochschule und akademischer Berufswelt. Der stützende Rahmen der christlichen Kultur, die uns seit der Konstantinischen Wende im Jahr 380 n. Chr. gegeben war, zerbröckelt und zerbröselst. Das säkulare Driften schreitet voran. Die Zeit der starken Volkskirchen geht zu Ende. Die Privilegien der Christen und ihrer Institutionen werden hinterfragt und dürften allmählich gestrichen werden. Der Verweis darauf, eine christliche Gruppe zu sein, wird an einer zunehmend nach-christlichen Schul- und Hochschullandschaft nicht mehr verfangen. Das muss nicht gleich Martyrium bedeuten, wohl aber rauere Verhältnisse und ungemütlichere Bedingungen. Und doch: Wir können ja nicht schweigen von dem, was wir gesehen und gehört haben! Alle Menschen haben einen Anspruch darauf, von ihrem gekreuzigten und auferstandenen Retter zu hören. Wir sind und bleiben in der Bringschuld, sind Schuldner der Schülerinnen und Schüler, derer, die studieren, derer, die lehren, forschen, verwalten. Wenn man uns dazu Räume öffnet, fein! Wenn man es nicht tut, finden wir andere Möglichkeiten. ■

Prof. Dr. Michael Herbst leitet an der Uni Greifswald das Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung.



Rund 600 Teilnehmer kamen im Oktober zur Heko.

Dieser Text ist die stark gekürzte Fassung eines Referates auf der Herbstkonferenz, der mündliche Stil wurde beibehalten. Den vollständigen Vortrag finden Sie als Audio-Datei zum Herunterladen unter: audio.smd.org.

Folge mir nach!

„Heko 2: Das Markusevangelium als Orientierungshilfe in stürmischen Zeiten

Folge mir nach! So ruft Jesus – damals und heute. Orientierungspunkt in der Nachfolge ist Jesus selbst, seine Person. So bietet das Evangelium Orientierungshilfe für unser Leben, gerade auch in stürmischen Zeiten.

Wer ist Jesus?

Diese Frage klingt im Markusevangelium immer und immer wieder an. Denn wenn Nachfolge in erster Linie heißt, Jesus nachzufolgen, dann ist entscheidend, wer und was uns dabei vor Augen steht. Auffällig ist, dass Markus gleich zu Beginn seines Evangeliums eine steile Aussage macht: „Dies ist der Anfang des Evangeliums von Jesus Christus, dem Sohn Gottes.“ Damit leuchtet auf, zu welcher Erkenntnis der Leser eingeladen ist. Und dann beginnt der Weg dahin – ein Weg auf dem Markus uns Jesus vor Augen malt. Immer wieder steht die Frage nach seiner Identität im Raum: „Wer ist er eigentlich? Sogar der Wind und die Wellen gehorchen ihm,“ fragen die Jünger nach der Stillung des Sturms. Markus geht es in seinem Evangelium nicht nur darum, wer Jesus ist, sondern auch darum, wie er ist – als Sohn Gottes, als Christus. Welches Bild von Jesus haben wir vor Augen? Mit welchem Inhalt ist die Aussage „Jesus ist der Christus, der Sohn Gottes“ gefüllt? Beim wiederholten Lesen des Markusevangeliums fiel mir auf, wie oft Menschen auf Jesus mit großem Staunen und tiefem Erschrecken reagieren. Jesus ist nicht nur für die Menschen um uns herum fremd [vgl. Artikel von M. Herbst, Seite 3, Anm. d. Red.], sondern, wenn wir ehrlich hinschauen, ist er auch uns manchmal fremd – und das ist gut so. Denn er ist immer noch größer als das, was wir bislang von ihm begriffen haben. Das bringt mich zum nächsten Punkt:

Unsere Blindheit

Die Jünger sind schon einige Jahre mit Jesus unterwegs – haben viel gehört und gesehen – und verstehen doch nur so wenig. Einmal greift Jesus dieses Unverständnis auf, indem er zu seinen Jüngern sagt: „Ihr habt doch Augen – seht ihr denn nichts? Ihr habt doch Ohren – hört ihr denn nichts?“ (Mk 8,18) Blind und taub – das sind häufige Motive im Markusevangelium. In Markus 8 lesen wir zum ersten Mal von einer Blindenheilung. Sie steht am Anfang eines längeren Abschnitts, in dem Jesus sich seinen Jüngern zuwendet und sie lehrt. Dieser Abschnitt endet im Kapitel 10 mit der Heilung des blinden Bartimäus. Die Belehrung der Jünger ist also umrahmt von zwei Blindenheilungen.

Die erste Blindenheilung (Mk 8,22ff): Jesus und seine Jünger kommen nach Bethsaida am See von Galiläa. Ein Blinder wird zu ihm gebracht. Jesus nimmt ihn beiseite, legt ihm die Hände auf und fragt: „Was siehst du?“ „Ich sehe Menschen; sie gehen umher, aber sie sehen aus wie Bäume“ (V. 24). Wie seltsam! Halb geheilt. Halb sehend. Und dann heilt Jesus ihn ganz. Halb sehend. Genau so kann man auch Petrus und die anderen Jünger beschreiben. Gleich nach dieser Blindenheilung spricht Petrus die tiefe Erkenntnis aus: „Jesus, du bist der Christus!“ (V. 29) Er hat's begriffen! Doch nur, um gleich danach zu zeigen, wie wenig er verstanden hat. Jesus redet zum ersten Mal davon, dass er leiden und sterben muss und dann auferstehen wird. Wie reagiert Petrus? Er nimmt Jesus beiseite und fängt an, ihm das auszureden. Er meint besser zu wissen, wie der Lebensweg von Jesus auszu-sehen hat. Petrus ist nicht bereit, seine Vorstellungen davon, wie der Christus zu sein hat, von Jesus Christus korrigieren zu lassen. Kennen wir das auch? Sehend und doch noch so blind.

Gleich nach der zweiten Leidensankündigung streiten sich die Jünger darüber, wer von ihnen der Wichtigste ist. Jesus schenkt ihnen Einblick in den schweren

Weg, der vor ihm liegt – ein Weg des Dienens und der Selbsthingabe. Und was beschäftigt die Jünger? Streben nach Größe und Anerkennung. Sehend und doch noch so blind! **Nach der dritten Ankündigung seines Todes und der Auferstehung** kommen Johannes und Jakobus zu Jesus und bitten ihn: „Lass uns rechts und links neben dir sitzen, wenn du regieren wirst in deiner Herrlichkeit“ (Mk 10,37). Jesus sagt zu ihnen: „Ihr wisst nicht, um was ihr da bittet.“ Übertragen könnte man auch sagen: Ihr seht nicht klar. Dann sagt er zu allen seinen Jüngern: „Ihr wisst: Die Herrscher der Völker unterdrücken die Menschen, über die sie herrschen.“ Ihr wisst – ihr kennt die Wege dieser Welt. Ihr kennt ihre Vorstellung von Herrschaft und Herrlichkeit, bei dem das eigene Ich im Vordergrund steht und auf Kosten anderer bedient wird. Auf der einen Seite „Ihr wisst nicht“, und dann „Ihr wisst“. Ihr kennt die Wege dieser Welt, aber die Wege Gottes kennt ihr noch nicht. Geht es uns nicht auch oft so?

Dieser ganze Abschnitt der Jüngerschule schließt in Kapitel 10, 46ff mit der **zweiten Blindenheilung**, die des Bartimäus. Wie tröstlich! Es gibt einen, der Blindheit heilen kann – auch unser Halbsehen. Es gibt Hoffnung für die unverständigen Jünger damals und für uns heute. Jesus klar sehen, darum geht es – wer er ist, wie er ist. Um dann von ihm her alles andere klar zu sehen – unsere Umstände, andere Menschen, uns selber und auch die Stürme. Ich möchte diesen ersten großen Abschnitt schließen mit einem Zitat von Heinrich Spaemann: „Was wir im Auge haben,

Gebet: Herr, erbarme dich über unsere Blindheit!

Herr Jesus Christus, wir glauben, dass du der Sohn Gottes und unser Retter bist, aber unser Verständnis davon ist noch so unvollständig. Herr Jesus, erbarme dich über unsere Blindheit!

Herr, gerade wenn wir in stürmischen Zeiten sind und uns bedroht fühlen, meinen wir genau zu wissen, wie du jetzt handeln müsstest. Herr Jesus, erbarme dich ...

Herr, wir haben so viele Wünsche, dass es oft schwer ist, zu entscheiden, um was wir dich bitten wollen – was wir zutiefst brauchen. Herr Jesus, erbarme dich über unsere Blindheit!

Herr, wir wollen dir folgen und kennen doch die Wege und Werte dieser Welt viel besser als deinen Weg. Herr Jesus, erbarme dich über unsere Blindheit!

Herr, wir verlieren dich immer wieder aus dem Blick und vergessen, dass du in jede Beschreibung unserer Umstände mit hineingehörst. Herr Jesus, erbarme dich über unsere Blindheit!

Herr, wir haben das Geschenk deines Wortes das uns dich vor Augen malt und wissen es doch oft nicht zu schätzen. Herr Jesus, erbarme dich über unsere Blindheit!

das prägt uns, da hinein werden wir verwandelt. Und wir kommen, wohin wir schauen.“ Ein neuer Gedankengang:

Nachfolge heißt, Jesus auf seinem Weg zu folgen

Wer schon einmal eine Aufführung des Markustheaters gesehen hat, der hat sicherlich bemerkt, wie viel Jesus mit seinen Jüngern unterwegs ist. Jesus geht voran, die Jünger folgen ihm. Doch oft sind die Jünger innerlich nur bei sich. Sie diskutieren miteinander, wer von ihnen der Wichtigste sei. Äußerlich folgen sie Jesus nach – und sind doch nur mit sich und ihren Ambitionen beschäftigt. Ich habe den Eindruck, so wird Christsein bei uns oft gelebt. Da ist zwar Glaube, Gottesdienstbesuch, Gebet – doch gleichzeitig ein Lebensstil, der unabhängig davon definiert wird. Aber Nachfolge heißt, Jesus auf *seinem* Weg zu folgen. Wir können unseren Lebensweg nicht vom Weg Jesu in dieser Welt abkoppeln. Der Weg des Dienens, der sich selbst verschenkenden Liebe, der vertrauensvollen Hingabe an Gott – das ist bis heute der Weg des Reichs Gottes in unserer Welt. Jüngerschaft heißt, etwas vom Wesen Gottes in der Welt abzubilden. Daher sind wir aufgefordert, aus den Wegen und Werten dieser Welt herauszutreten. Das ist herausfordernd, darin steckt ein hoher Anspruch. Vielleicht müssen wir diesen in unserer Wohlfühlgesellschaft neu hören lernen.

Der Weg von Jesus und deshalb auch unser Weg in der Nachfolge ist:

„Ein Weg der mit Kosten verbunden ist“ – Jesus spricht davon, dass seine Jünger ihr Kreuz auf sich nehmen müssen, um ihm nachzufolgen (Mk. 8,34ff). Und gleich danach betont er, wie wichtig es ist, sich nicht für ihn zu schämen – sondern zu ihm und zu seinen Worten zu stehen. Ich glaube, dass es für uns heute eine große Versuchung ist, das Kreuz der Nachfolge zu vermeiden indem wir uns in ein privates, für die Gesellschaft unsichtbares Christsein zurückziehen.

„Ein Weg des Dienens“ – das Du im Blick haben, statt nur um sich selbst zu kreisen. Diesen Blick für andere und ihre Not gerade auch in stürmischen Zeiten nicht zu verlieren. Das eigene Leben so einzurichten, dass Zeit und Kraft für andere bleibt.

„Ein Weg der Gastfreundschaft“ – denen Raum zu geben, die sonst übersehen werden. Die Kinder, die Kranken, die Einsamen und Hoffnungslosen. Für sie ein weites Herz und offenes Ohr zu haben. Ihnen Wert zuzusprechen.

„Ein Weg der sich selbst hingebenden Liebe“ – Freude am Verschenken, auch wenn es etwas kostet. Getragen von einem tiefen Vertrauen in die Liebe des Vaters, der für uns sorgt.

So ist Jesus Christus. Wir sind eingeladen, etwas davon in unserem Leben abzubilden. Dieses Leben, das uns



Szene aus dem Markustheater: Jesus heilt einen Kranken.

im Evangelium vor Augen gemalt wird, erscheint auf den ersten Blick vielleicht nicht sehr attraktiv. Es entspricht nicht der Werbung und den Träumen unserer Gesellschaft. Und doch lädt Jesus uns ein zu glauben: Genau da – auf diesem Weg der Nachfolge – wird unser Leben reich an Liebe und Sinn und Hoffnung; genau da bricht Gottes Reich in dieser Welt an, da werden wir hineingenommen in einen Horizont, der viel größer ist als unser eigenes Wohlergehen – wir werden hineingenommen in Gottes Geschichte des Heils und des Lebens für diese Welt.

Die entscheidende Wegstrecke

Die entscheidende Wegstrecke geht Jesus aber ohne uns, und doch für uns. Auf diesem Weg trägt Jesus die Schuld und das Scheitern der Jünger – und auch unsere Gebrochenheit und Dunkelheit, unser ängstliches Kreisen um uns selber, unser Streben nach Größe und Kontrolle. Auch die Auferstehung geschieht ohne die Jünger – und doch für sie. Gottes Sieg über alle Sünde, Tod und Gebrochenheit ist ein Geschehen zwischen dem himmlischen Vater und dem Sohn. Dieser Sieg wird für uns errungen, aber diesen Kampf haben wir nicht zu kämpfen. Wir sind vielmehr eingeladen, unser Leben, auch alle Stürme unseres Lebens, im Lichte dieser Realität zu sehen und zu durchleben.

Schließlich kommt es zur dritten „Blindenheilung“ im Markusevangelium. Am leeren Grab sagt ein Engel zu den Frauen: „Macht euch auf! Jesus geht euch nach Galiläa voraus. Dort werdet ihr ihn sehen.“ Den Lebendigen vor Augen zu haben – das verändert den Blick auf alles andere! Dann haben Tod und Leid nicht mehr das letzte Wort. Dann gibt es nichts in dieser Welt, vor dem Gott hilflos steht. Dann gibt es eine Antwort auf meine Schuld und meine Dunkelheiten. Dann sind wir keinem Sturm einfach ausgeliefert. Dann ist Jesus lebendig und nicht eine Erscheinung der Vergangenheit. Dann darf ich vertrauen, dass das Leben siegt. Dann wirkt dieses Leben auch in mir und ermöglicht meine Nachfolge. Dann haben wir eine Botschaft der Hoffnung für unsere Welt.

Ein Schlussgedanke: Als ich das Markustheater zum ersten Mal gesehen habe, hat mich eines zutiefst beeindruckt: Immer wieder bringen Menschen andere Menschen zu Jesus – damit er sie heilt, sie segnet, ihnen hilft. Seitdem begleitet mich dieses Bild. Ich kann anderen nicht das geben, was sie brauchen. Ich habe nicht die Antworten auf ihre Nöte und Sorgen. Aber ich darf sie auf Jesus Christus verweisen, sie zu ihm bringen – und darf so zur Freudenbotin werden, denn Jesus und was er zu geben hat, das ist die gute Nachricht, die wir in unseren stürmischen Zeiten so dringend brauchen. ■

Sabine Kalthoff arbeitet im weltweiten Dienst der IFES als Referentin für Bibelstudium und Verkündigung und lebt in Marburg.



Dieser Text ist die stark gekürzte Fassung eines Vortrags auf der Herbstkonferenz. Die vollständige Bibelarbeit finden Sie als Audio-Datei zum Herunterladen unter audio.smd.org.

Wachsam und mutig weitergehen



_Heko 3: Predigt von Gernot Spies zu Markus 13, 28-37

„Jesus kommt wieder. Bist du bereit?“ Dieser provozierende Aufkleber prangte Ende der 70er Jahre auf meiner Jacke, hellbraunes Kunstleder, als ich mit der SMD in Berührung kam. Solch ein frecher Sticker hat natürlich seine Grenzen: Hier wird gewissermaßen von oben herab, aus der Position vermeintlicher Sicherheit und Überlegenheit gefragt, vielleicht sogar gedroht. Doch was ist, wenn ich den Kragen einmal umdrehe und mir selbst vorhalte? „Jesus kommt wieder – bin ich bereit?“ Dann bleibt der Sticker provozierend, aber er trifft zuerst mich und fordert mich heraus. Genau so ist die Endzeitrede Jesu zu hören.

Besorgte Frage – wann?

Die Wiederkunft Jesu ist Grundbestand des christlichen Glaubens. Das anbrechende Reich Gottes geht auf seine Vollendung zu. Dieses Thema zieht sich durch die Evangelien und das Neue Testament. Es ist keine Randfrage, sondern ein Zielbild, das alles überstrahlt. Er wird wiederkommen und ein letztes Wort sprechen – ein letztes Wort über die Geschichte, über mein Leben, über das, was gelungen ist oder auch nicht. Er wird alles zurechtbringen und vollenden. Darin liegt ein großer Trost. Ohne Wiederkunft wären wir uns selbst überlassen, Bestimmung und Ziel unseres Lebens wären letztlich in die Hände der Menschheit gelegt. Wer mit der Wiederkunft rechnet, der überlässt diese Welt aber nicht sich selbst. Und wenn wir uns vor dem Herrn der Geschichte einmal verantworten müssen, dann hat alles verantwortliche Handeln in dieser Welt einen tiefen Sinn und eine wichtige Perspektive. In diesem letzten Gericht werden wir nur bestehen können, weil Jesus für uns eintritt!

Die Frage nach dem Zeitpunkt der Wiederkunft hat Jesus-Nachfolger durch die Jahrhunderte immer wieder bewegt. Dahinter steckt ja auch Neugier – wir wüssten es so gerne. Es hat etwas Versucherisches: den Durchblick haben, eine Zeitansage machen können, auf der Höhe der prophetischen Erkenntnis sein! Jesus hat in der Endzeitrede von kommenden Hungersnöten, Kriegen, Verfolgungen und von Verführung gesprochen, und auch von kosmischen Erschütterungen. Dabei schöpft er aus dem Alten Testament. Er benutzt die Bildersprache seiner Bibel. Das ist ein Beispiel, wie Jesus mit der Bibel gelebt hat und wie er seinen Weg ganz und gar aus seiner Bibel deutet. Er lebte mit der Schrift! Es macht nachdenklich, wie aktuell diese Worte sind; die Endzeitrede

liest sich an manchen Stellen wie die Zusammenfassung der Nachrichten der letzten Woche.

Und doch: Wenn Jesus das aufzählt, wird hier kein Endzeitfahrplan aufgestellt. Es wird uns hier keine Abfolge oder Logik der Weltereignisse präsentiert. Das Entscheidende, das Jesus seine Jünger lehrt, ist, die Dinge anders zu bewerten. Da, wo die Welt nur Katastrophen und Zeichen der Gottesferne sieht, sollen die Jünger ganz anderes sehen, und zwar Hinweise und Zeichen der Gottesnähe. Er kommt wieder! Auf dieser Konferenz wurden wir daran erinnert: Jede Zeit, jede Kultur und jede Nation hat Momente, bei denen man sagen muss, dass es „böse Zeit“ ist. Und jede Zeit hat auch unmittelbare Nähe zum Reich Gottes. Das wird hier nun auf die Wiederkunft Jesu bezogen. Äußerlich Chaotik – der Herr ist nahe. Auf die Frage „Wann?“ folgt eine aufrüttelnde Antwort: jederzeit.

Aufrüttelnde Antwort – jederzeit!

Jesus benutzt ein einfaches Bild aus der Natur: Wenn der Feigenbaum auszuschlagen beginnt, ist der Sommer nah (V. 28). Was man nicht weiß, ist, wann genau der erste Tag mit 25 Grad sein wird. Kein Zeitplan, aber eine Zeitansage: nahe, ob nun zeitlich oder heilsgeschichtlich. Wir leben auf diesen großen Tag Gottes zu. Daran hat sich bis heute nichts geändert, und wir sind diesem Tag näher als damals, als Jesus diese Worte sprach. „Doch wann jener Tag und jene Stunde sein werden, weiß niemand, auch nicht die Engel im Himmel, nicht einmal der Sohn; nur der Vater weiß es“ (V. 32). Das ist die einzige Stelle im Markusevangelium, wo Jesus sich selbst „der Sohn“ nennt. An dieser Stelle bekennt er: Nur der

Vater weiß. Er ist ganz und gar abhängig vom Vater, der ihn gesandt hat. Wie viel Spekulation über das Weltende in der Geschichte der Kirche hätte vermieden werden können, wenn dieses Jesuswort ernstgenommen worden wäre. Es ist ein heftiger Einspruch gegen jede überspannte Endzeitspekulation und -erwartung und eine starke Zusage: Vater weiß. Das heißt auch: Ihr seid nicht vergessen.

Allerdings gibt es hierbei noch eine „harte Nuss“ zu knacken. Viele Ausleger haben sich an dieser Stelle abgemüht: „Ich sage euch: Diese Generation wird nicht vergehen, bis das alles geschehen ist“ (V. 30). Dieses Geschlecht, diese Generation – hat Jesus sich geirrt? Ist er überhaupt glaubwürdig? Oder ist das gerade ein Beleg für das, was Jesus von sich selbst sagt: Nicht einmal der Sohn weiß es, in seiner irdischen Zeit, nicht einmal er konnte den Zeitpunkt voraussagen. Oder ist es noch viel umfassender zu verstehen? Dieses sündhafte Menschengeschlecht, die Chaotik bleibt bis zum Ende. Aber Gottlosigkeit und Versagen haben nicht das letzte Wort – ihr müsst nicht verzagen. Wie auch immer: Vater weiß – das genügt. Nicht die sichere Endzeitberechnung, sondern die gewisse Jesus-Nähe, darauf kommt es an. Beziehung statt Sicherheit, Gewissheit statt Berechnung. Die aufrüttelnde Antwort lautet: jederzeit! Daraus folgt nun eine Konsequenz:

Heilsame Konsequenz: wachsam und mutig weitergehen

Noch eine Geschichte erzählt Jesus (ab Vers 34): Ein Hausherr geht auf Reisen und überlässt sein Anwesen der Dienerschaft, mit Aufgaben, Verantwortung und der Nachricht, dass er wiederkommt – überraschend, aber gewiss. Deshalb ist Wachsamkeit angesagt. Fünf Mal in diesen kurzen Versen wird die „Wachsamkeit“ betont. Wachsam-Sein heißt, dass ich bereit bin, mein Leben heute in seiner Gegenwart zu leben. Im Reden und Tun, im Studium und in Freizeiten, an Sonntagen und Werktagen: Hier fallen Fern- und Naherwartung zusammen. Hier bewährt sich, ob ich mit diesem Herrn unterwegs bin. Lebe ich in seiner Gegenwart und in der Erwartung auf ihn? Er soll uns an unserem Platz und in unserer Berufung vorfinden.



© E_serebyakova / shutterstock.com

Manche werden denken: Was soll dieses Drängende? Ihr mit eurer überspannten Apokalyptik; ist das nicht alles ein bisschen überhitzt? Was auch immer kommen mag: Unser letzter Erdentag wird mit dem letzten großen Tag Gottes und der Begegnung mit dem Herrn der Geschichte zusammenfallen! Das stellt Jesus seinen Jüngern vor Augen, bevor er den Weg ans Kreuz geht. Bei der Vorbereitung dachte ich an einen Bericht aus der damals kleinen SMD-Gruppe West-Berlin, späte 60er Jahre. Sie gründeten dort ein Büchertisch-Team. Es gab einen begabten, kreativen Mitarbeiter, der mit seiner Dynamik diesen Büchertisch voranbrachte. Davon hat die Gruppe berichtet. Kurz Zeit später erreichte sie die Nachricht, dass dieser Mitarbeiter auf dem Weg zu einer SMD-Freizeit tödlich verunglückt ist. In einem Rundbrief berichtete die Gruppe, wie sie danach in seiner Bude gewesen seien. Dort an der Wand fanden sie eine Karte, auf der stand: Kannst du so sterben, wie du jetzt lebst? Unter der Karte stand handschriftlich: Ja! – Da hat einer durch seine Hingabe und Kreativität in seinen Begrenzungen, an seinem Ort Verantwortung getragen und eine Gruppe geprägt. Dann wurde er von seinem Herrn gerufen.

Wachsam und mutig weitergehen – ist das Drohung oder Erwartung? Wer Jesus Christus kennt, für den ist das nie Drohung, sondern Verheißung. Zur Wachsamkeit gerufen. Ich lese unsere Geschichte als SMD-Bewegung so, dass die Gründergeneration einen Ruf zur Wachsamkeit hörte – dort, wo sie damals überlebt hatten und hingestellt wurden, um ihren Glauben zu bezeugen. Dieses Ringen darum, dass Menschen gerettet werden und Jesus kennenlernen, dass wir nicht für uns bleiben, beeindruckt mich. Wachsamkeit wird nie nur die eigene Befindlichkeit und Bedürftigkeit thematisieren, sondern es geht um mehr. Die SMD ist, wie auch die Gemeinde, kein Selbstzweck. Wir sind um derer willen berufen, die keinen Zugang zu ihrem Herrn haben. Zur Wachsamkeit gehört auch, dass wir als Christen das Gemeinsame suchen. Was für ein kostbares Geschenk ist uns da als SMD anvertraut worden, dass wir über die Grenzen von Konfessionen, Prägungen und Kulturen in Jesus eine Mitte und einen gemeinsamen Auftrag finden und darin unterwegs sind. Zur Wachsamkeit gehört, dass wir unsere Zeit und Gesellschaft kritisch betrachten. Michael Herbst hat darauf hingewiesen, dass wir sicher auf eine Diaspora, eine Zerstreungssituation zugehen und dass darin auch eine Verheißung liegt [s. S. 3, Anm. d. Red.]. Auch das heißt „wachsam sein“: Was Gott uns zumutet, was er uns auferlegt und die Verhältnisse, in denen wir leben, als Momente zu begreifen, in denen er wirkt und handelt. Zur Wachsamkeit gehört auch, dass wir wahrnehmen, wie die Sorge um die Endlichkeit unserer Welt gerade wieder zunimmt. Auch das gilt es, ernst zu nehmen. Christen werden immer mit für die Erhaltung unserer Schöpfung eintreten, weil sie den Schöpfer kennen. Weil wir den Schöpfer kennen und wissen, dass er der Weltenrichter ist, wissen wir auch, dass es am Schluss nicht von uns abhängt, dass wir diese Welt nicht retten müssen, sondern dass ein anderer sie bereits gerettet hat.

Seid wachsam! Vieles, was in Schüler-SMD, Hochschul-SMD oder in Akademiker-Fachgruppen thematisiert und diskutiert wird, gehört hierzu. Manchmal ist das nicht immer einfach, aber es ist es wert, mit dieser Perspektive unterwegs zu sein. Mittendrin in diesen Schlussworten lesen wir diesen zentralen Satz: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen“ (V. 31). Wachsam und mutig weiterzugehen heißt auch zu wissen, was Bestand hat und was es wert ist, sich daran zu halten. Jesus kommt wieder – bist du bereit? Wir dürfen gespannt sein, nicht überspannt. Wir müssen nicht immer unter Adrenalin sein – „Ist es jetzt soweit?“ – aber wach und erwartungsvoll mit Jesus unterwegs sein. Dazu sind wir berufen. ■

Pfarrer Gernot Spies, Generalsekretär der SMD

Dies ist die gekürzte Fassung der Predigt auf der Herbstkonferenz, der mündliche Stil wurde beibehalten. Die vollständige Version finden Sie als Audio-Datei zum Herunterladen unter audio.smd.org.

Entdecke! Das Markusevangelium

Das Markustheater und die Biografie standen im Zentrum des Heko-Samstags

70 Jahre SMD – das sollte keine Nabelschau werden! So standen große Teile des Heko-Samstags ganz im Zeichen des Markusevangeliums und der offenen Türen unserer missionarischen Arbeit. Den Auftakt machte um 9 Uhr eine Aufführung des Markustheaters, gefolgt von einer Gruppenarbeit mit unserem neuen Material „Die Biografie“. Einige Einblicke:

Das Markustheater: neue Zugänge zu Jesus



Das gesamte Markusevangelium in 90 Minuten. Ein Rundtheater, 12 Laienschauspieler, keine Kostüme, keine Requisiten. Sechs Wochen Vorbereitungszeit, ein Probenwochenende und zwei Aufführungen. Jedes Jahr kommen auf diese Weise rund 5.000 Zuschauer mit dem Evangelium in Berührung, oft in Hochschulgruppen, aber auch in Gemeinden. Viele von ihnen kennen Jesus bis dahin nur von der Weihnachts- und Ostergeschichte, wieder andere lassen sich neu überraschen, von einem Jesus, den sie bereits gut zu kennen glaubten.

Das Markustheater auf der Heko war besonders. Nicht nur, weil das Stück vor rund 500 Zuschauern aufgeführt wurde oder weil viele der Darsteller selbst ehrenamtlich als Regisseure für das Projekt tätig sind, sondern auch, weil das Publikum aus Menschen bestand, die bereits eng mit dem Evangelium vertraut sind. So ging es auch mir: Ich kenne Jesus, weiß um seinen Ruhm und seinen Verrat, seine Liebe und seine Wut, seine Vollmacht und seine Verzweiflung. Doch ich und andere wurden von einer Begeisterung gepackt, die das ganze Heko-Wochenende über zu spüren war und die zeigt, dass das Markustheater immer wieder neue Zugänge zum lebendigen Jesus gibt. Egal, wie oft ich es schon gehört und gesehen habe. ■

Laura Zöller studiert in Marburg und arbeitet in der SMD-Öffentlichkeitsarbeit.



Die Biografie: Handwerkszeug für Mission und SMD-Kreise

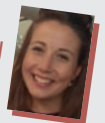
„Urteile selbst!“ heißt es auf dem Titel des neuen SMD-Arbeitsbuches zum Markusevangelium namens „Die Biografie“. Und genau das taten wir auf der Herbstkonferenz.

Glatt und schwer liegt das kleine Buch nun in den Händen der gespannten Heko-Besucher. Mit seinem modernen Design fällt es sofort ins Auge. Die Biografie ist bereits das zweite Buch, das in der Uncover-Reihe herausgegeben wird. Auf den ersten hundert Seiten können wir die komplette Biografie von Jesus aus der Sicht des Evangelisten Markus lesen. Dabei bietet jede zweite Seite Platz für Notizen. Im hinteren Teil des Buches befinden sich acht Arbeitseinheiten zu ausgewählten Textabschnitten. Jedes Kapitel beinhaltet thematisch passende Einstiegsfragen, den Link zu hochwertigen, eigens für „Die Biografie“ produzierten Videos und zahlreiche Fragen zum Text.

In kleinen Gesprächskreisen nehmen wir uns die „Biografie“ mit einigen Fragen des Kapitels E (Markus 10,32-52 // Wo Freiheit anfängt) vor. Dass wir direkt zuvor das komplette Markustheater gesehen haben, lässt uns den Textauszug besser in den Kontext einordnen. Der Inhalt des Textes: Jakobus und Johannes bitten Jesus darum, in der Herrlichkeit links und rechts neben ihm sitzen zu dürfen. Schwierigere Begriffe, wie hier beispielsweise die „Herrlichkeit“, werden in kurzen Fußnoten verständlich erklärt. Dann geht es mit der ersten Frage los: „Warum sagt Jesus zu Jakobus und Johannes: ‚Ihr wisst nicht, um was ihr da bittet?‘ Was verstehen die beiden nicht?“. Nach kurzer, angeregter Diskussion erhalten wir gleich die nächste Aufgabe: uns Gedanken zu machen, wie Jesus selbst die Bedeutung und das Ziel seines Wirkens sieht. „Der Menschensohn ist gekommen, um

anderen zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für die vielen Menschen“ (Mk 10,45). Noch tiefer in die Materie gehen wir mit der letzten der ausgewählten Fragen: „Wie genau soll uns Jesu Tod von Sünden befreien?“ Es tut gut, Jesu Werk am Kreuz ganz konkret in Worte zu fassen. Begleitende alttestamentliche Verse weisen einen roten Faden – und wir staunen wieder einmal darüber, dass Jesus gleichzeitig Diener und Gott ist und sein Leben für uns gegeben hat. Unser Urteil nach dem ersten Arbeiten mit der Biografie: Sie bietet ausgearbeitete Studieneinheiten zum Markusevangelium – optimal nicht nur für das Selbststudium oder den Hauskreis, sondern vor allem auch zum missionarischen Bibellesen mit nicht-christlichen Freunden. ■

Johanna Gradwohl studiert in Passau und absolvierte im Herbst ein Praktikum in der SMD-Öffentlichkeitsarbeit.



Per Anhalter zur SMD-Gründung

„Bodo Volkmann wirkte 1949 als Student beim Gründungstreffen mit



Jürgen Schmidt im Gespräch mit Bodo Volkmann (Mitte).

Jürgen Spieß und Hartmut Zopf, Helga Sautter und Edith Ahrens – diese und viele weitere Interviewgäste gaben dem Heko-Publikum beim „Feier-Abend“ Einblicke in ihre Geschichten und Erlebnisse in 70 Jahren SMD-Geschichte. Ein besonderer Gast war Prof. Dr. Bodo Volkmann (Jahrgang 1929), der als Student bei der SMD-Gründung mitwirkte und viele Jahre ehrenamtlich Verantwortung übernahm. Das Interview führte Jürgen Schmidt, wir drucken es in gekürzter Form ab:

„Wie waren Sie an der Gründung der SMD beteiligt?“

Ich gehörte zu einer der ersten christlichen Studentengruppen, die sich nach dem Krieg gebildet hatten, nämlich in Göttingen. Ein Studentenkreis, wo wir so von 1946/47 an uns gemeinsam darum bemühten, Mitstudenten zu Jesus Christus zu führen. Ähnliches passierte an etlichen anderen Orten, und so entstanden gegenseitige Kontakte. Für Ende Oktober 1949 lud Ernst Schrupp aus Wiedenest Vertreter dieser Kreise in das Landheim Kloppenheim bei Wiesbaden ein, mit der Absicht, dort gemeinsam eine missionarische Bewegung zu gründen. Das waren drei inhaltreiche Tage, die wird keiner von uns vergessen. Tage, in denen wir wussten: Gott will, dass wir in der Bundesrepublik, die ja nagelneu gegründet war, gemeinsam Mission unter den Studenten an den Universitäten und Hochschulen treiben.

Wichtig war, uns auf eine gemeinsame Glaubensbasis, Arbeitsweise und Zielsetzung zu einigen. Darum wurde sehr gerungen. In Kloppenheim waren wir 22 Teilnehmer. Als zu viele gute Vorschläge im Raum waren, wurde beschlossen, einen Ausschuss zu bilden. Nur noch fünf der Anwesenden sollten das Rederecht haben, die übrigen sollten betend zuhören. Zu diesen fünf gehörte auch ich. Es war unsere Aufgabe, unter Zeitnot Richtlinien zu formulieren. Die Vorschläge sammeln und bündeln, und daraus möglichst druckreife Richtlinien zu formulieren, die die Grundlage bilden sollten. Das war für mich ein Schlüsselerlebnis, daran beteiligt zu sein und dabei mitzuwirken. Gewiss – wir waren Gott dankbar, als am Ende ein Projekt fertig gestellt war: ein Entwurf

der Richtlinien (die endgültige Festlegung der Richtlinien erfolgte 1951, Anm. d. Red.). Wir haben dort beschlossen, die neue Bewegung „Studentenmission in Deutschland“ mit der Abkürzung SMD zu nennen, obwohl es auch andere Vorschläge gab. Daran war ich also mit beteiligt. Ich bin dann bis 1971 in den verschiedenen Leitungsgremien tätig gewesen, auch weltweit in der IFES. Ich war häufig in Marburg, wenn die Herbstkonferenz stattfand, und habe großartige Erfahrungen gesammelt.

„Was war das größte Geschenk in den Anfangsjahren?“

Die Zielsetzung bewahrheitete sich. Mitarbeiter zu schulen, die bereit sind, ihre Mitstudenten zu Jesus Christus hinzuführen. Das war die Zielsetzung, wie wir sie in den Richtlinien formuliert hatten. Die große Erfahrung: Gott hat das bestätigt. Es kamen tatsächlich eine größere Anzahl von Studenten zum persönlichen Glauben. Das zweite: Die herzliche Gemeinschaft unter den Mitarbeitern. Es entstanden großartige persönliche Verbindungen. Das dritte: Die persönliche Einsatzbereitschaft der Mitarbeiter dieses Auftrages. Wer Mitarbeiter einer SMD-Gruppe war, ob nun in Kiel, Tübingen oder in München, nahm pro Woche vielleicht an sechs Gebetszusammenkünften seiner Gruppe teil. Er nahm an mehreren Freizeiten im Semester teil. Er war bereit, mit anderen auch dazwischen zusammen zu beten und tauschte sich vor dem Gebet über die missionarischen Erfahrungen, die der Einzelne gemacht hatte, aus. Man half sich gegenseitig. Die Mitarbeiter waren 1949 meistens in schwerer materieller Not. Wir hatten wenig Geld, wenig zu essen. Die Reise von Göttingen nach Kloppenheim bei Wiesbaden machten Leute wie ich per Anhalter, denn uns fehlte das Geld, um eine Fahrkarte bei der Bahn zu lösen; materielle Verzichtsbereitschaft war selbstverständlich. Verzicht auch auf Zeit und Kraft und manches andere, um des Einsatzes für Jesus Christus willen.

*Bodo Volkmann mit
SMD-Öffentlichkeitsreferent
Christian Enders*

„Gab es in dieser Zeit auch Meinungsverschiedenheiten?“

Es gab in Kloppenheim selbst, und das ist kirchengeschichtlich äußerst interessant, eine fundamentale Meinungsverschiedenheit. Wir hatten nämlich mehrheitlich den Eindruck, Gott wollte mit uns eine Bewegung gründen, die die bewusste Zielsetzung hat und in ihren Richtlinien verankert, Studenten zum Glauben an Jesus Christus zu führen. Es waren drei unter den 22, die das aus theologischen Gründen (und mit Karl Barth, Anm. d. Red.) anders sahen. Sie wollten zwar Jesus Christus verkündigen, aber nicht mit unserer Zielsetzung. Persönlicher Glaube sei etwas, was wir gar nicht feststellen können. Ob einer zum Glauben kommt oder nicht, sei angeblich nie feststellbar – während die Mehrheit der Meinung war: Wir brauchen Mitarbeiter, die von ihrer persönlichen Lebensentscheidung mit Jesus Christus berichten können und das anderen glaubhaft vermitteln. Diese zwei schlossen sich nicht an. Das war die erste Meinungsverschiedenheit. Sie traten der SMD, die wir gründeten, nicht bei. Ich meine, das war eine Trennung in Freundschaft, die viele Auseinandersetzungen gespart hat. Wir hätten jahrzehntelang, vielleicht bis zum heutigen Tage, diese Auseinandersetzung von Kloppenheim noch weiter zu führen. ■ red

